

**Dr.h.c. Annette Kurschus**, *Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen und Vorsitzende des Rates der EKD*

14. Sonntag nach Trinitatis, 10. September 2023, 10 Uhr

Predigt über Lukas 17, 11-19

---

<sup>11</sup> Und es begab sich, als Jesus nach Jerusalem wanderte, dass er durch das Gebiet zwischen Samarien und Galiläa zog. <sup>12</sup> Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzigte Männer; die standen von ferne <sup>13</sup> und erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser! <sup>14</sup> Und da er sie sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein. <sup>15</sup> Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme <sup>16</sup> und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter. <sup>17</sup> Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? <sup>18</sup> Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde? <sup>19</sup> Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.

## I.

Abstand halten, liebe Gemeinde: Mehr als zwei Jahre lang hat diese Regel unser Leben und unser Miteinander bestimmt. Das wirkt nach. Ich jedenfalls muss es noch immer regelrecht einüben, mich ohne mulmiges Gefühl in größeren Menschenansammlungen aufzuhalten oder dicht gedrängt mit anderen in einer Bank zu sitzen. Noch immer geschieht es, dass ich unwillkürlich zusammenzucke, wenn mir jemand nahe kommt – so tief hat sich dieser Ausnahmezustand der Coronazeit ins Unterbewusstsein eingebrannt. Zugleich habe ich in jener Zeit so intensiv wie nie gespürt, was menschliche Nähe bedeutet. Und wie kostbar das ist: ein Händedruck, eine Umarmung, körperlich berührt zu werden.

Ausgerechnet durch den Abstand kommen uns jene Menschen nahe, von denen wir im Evangelium des heutigen Sonntags hörten.

Zehn Männer, vor 2000 Jahren im Nirgendwo zwischen Samarien und Galiläa, mit Ausatz geschlagen: Flecken, Beulen und Pusteln auf der Haut. Das Infektionsrisiko war hoch. Immerhin konnte man die Gefahr deutlich erkennen – sie lauerte nicht unsichtbar, wie wir es mit allerlei umherschwirrenden Viren erleben. Unter Androhung von Strafe mussten sich die Aussätzigten fernhalten, sogar von den nächsten und liebsten Menschen.

Eine solche Situation verbindet, schweißt zusammen. Damals wie heute. Aus dieser „Gruppe der potentiell Gefährlichen“ war längst eine Schicksalsgemeinschaft geworden. Eine Schicksalsgemeinschaft der Vereinzelung und der Einsamkeit. Eine Sehnsuchtsgemeinschaft, die mit aller Kraft nur eines erhofft: Dass es wieder anders wird. Am liebsten so wie früher, als sie sich unbeschwert im Leben tummeln konnten, zusammen mit den anderen. Ohne eine Gefahr zu sein für jeden und jede, die in die Nähe kamen. Früher schien das so selbstverständlich. Auf einmal ist es zu einem schier unerfüllbaren Wunsch geworden.

## II.

Abstand halten!

Das ist das erste, was den zehn Männern durch den Kopf schießt, als sie da draußen, im Nirgendwo zwischen Samarien und Galiläa, auf Jesus treffen. Und sie halten Abstand, wie es sich gehört. *Wenn einer aussätzig ist, soll er zerrissene Kleider tragen und das Haar lose und den Bart verhüllen, er soll allein wohnen, weit draußen und laut rufen: „Unrein, unrein!“, damit ihm niemand zu nah kommt.* So steht's im Gesetz. (Lev. 13,45-46) Von ferne bleiben sie stehen und rufen.

Aber ihr Ruf ist ein anderer als der im Gesetz. Nicht „unrein, unrein!“ rufen sie. Nicht diesen schrecklichen Ruf, der sämtliche Beziehungen zerstört. Nach dem Gesetz hatten Unreine nicht einmal mehr Zugang zu Gott. Als sie von ferne mehr ahnen als sehen, dass Jesus da ist, schreit es aus ihnen heraus: *Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!*

Was mag in diesem Ruf alles mitschwingen? Die elenden Schmerzen auf der Haut. Der Ekel vor dem eigenen Körper. Die Sehnsucht nach der Familie, nach Zuhause, nach Alltag und Normalität, nach Gott. Das Verlangen, berührt zu werden, umarmt, gestreichelt, geküsst.

Und die plötzliche Ahnung: Jetzt, in diesem Augenblick, kann etwas anders werden.

Viele sehnen sich gegenwärtig danach, unser Alltag könnte sich endlich aus dem andauernden Ausnahmezustand erholen; viele warten inbrünstig darauf, es möge Schluss sein mit dem permanenten Krisenmodus, in dem sich ein Schrecken an den anderen fügt, eine Gefahr die andere übertrumpft, eine Not die andere ablöst und alles anscheinend immer schlimmer und aussichtsloser wird. Kann das Leben nicht endlich wieder „normal“ sein?, stöhnen sie. Wenn wir jetzt mitriefen, liebe Gemeinde, mit diesen zehn Aussätzigen, Sie und ich: *Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!* Was schrie sich dann wohl aus uns heraus? Welche Not? Welche Angst? Welche Hoffnung? Wie klingt der Ruf aus den Mündern derer, die an Kriegsfrenten kämpfen oder sich in Bunkern vor Bomben verkriechen? Wie hört er sich an, dieser Ruf, wo Wasserfluten alles ersäufen oder Feuerbrünste alles verschlingen? Wie wird der Ruf laut aus den dunklen Hinterzimmern, wo Frauen und Kindern Gewalt angetan wird und alle darüber schweigen?

„Erbarmt euch unser!“: So flehen Menschen uns um Unterstützung und Hilfe an. Voller Angst, dass sie vergessen werden. „Erbarmt euch unser!“, so schallt es aus ungezählten Orten der Erde, bis hin zu uns.

### III.

*Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!* Die zehn Männer rufen von weitem. Sie schreien laut. Und Jesus – sieht.

*Und da er sie sah, sprach er zu ihnen.*

Das ist auffällig. Einen Ruf hört man, ein Schrei gellt in den Ohren.

Jesus – sieht. Einen Schrei sehen: Das ist mehr als Hören.

Es ist, als hätten die Augen Jesu eigene Ohren.

Jesus sieht mit den Augen Gottes. Sein Blick ist ein göttlicher Blick wie damals bei Mose in der Wüste, als Gott sprach: *„Ich habe das Elend meines Volkes gesehen und ihr Schreien gehört...; ich habe ihre Leiden erkannt und bin herniedergefahren, sie zu erretten“* (Exodus 3,7); wie damals bei Hagar, die sie hinausgeekelt und fortgejagt hatten: *„Ja, du bist ein Gott, der mich sieht“* (Genesis 16,13); wie damals bei Maria, die den Gottessohn zur Welt bringen soll: *„Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen“* (Lukas 1,48).

Jesus sieht. Sieht das Leid dieser Zehn, sieht ihre Sehnsucht. Und er reagiert. Allerdings nicht mit einer Therapie, nicht mit einer Heilung. Jedenfalls hören und lesen wir im biblischen Text nichts davon. Keine Salbe, kein Verband. Nicht einmal ein heilsames Wort. Nur dieser eine dürre Satz: *Geht hin und zeigt euch den Priestern!*

Die Priester wachen darüber, dass kein Aussätziger, kein Unreiner in Gottes Nähe kommt. Die Priester prüfen und entscheiden, wer wieder am normalen Leben teilnehmen darf – und am Glauben. Endlich wieder in die Synagoge gehen, die großen Feste mitfeiern, allen zeigen: Ich bin rein, Gott sieht mich wieder an.

Die Zehn machen sich tatsächlich auf den Weg.

Das Einzige, was sie haben, ist dieser dürre Satz, den Jesus sagt:

*Geht hin und zeigt euch den Priestern!*

Sie gehen los. Was für ein Vertrauen!

Wie weit sie laufen müssen; was sie unterwegs erleben; was sie einander erzählen, wie sie sich gegenseitig ihr Leid klagen oder einander womöglich Mut zusprechen - der Evangelist Lukas erzählt von all dem nichts. Ob sie unterwegs von Zweifeln gepackt werden? Ob sie einander neugierig mustern: Sind die ekligen Geschwüre und Pusteln schon weg? Wir erfahren nichts darüber.

Da gibt es lediglich die magere Feststellung: *Und es geschah, als sie hingingen, wurden sie rein.*

#### **IV.**

*Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter.*

Wieder ist vom Sehen die Rede.

Einer der vormals Ausgesetzten sieht, wie sein Leben plötzlich wieder anders geworden ist. Er nimmt genau wahr, was sich unterwegs an ihm verändert hat, und kommt zurück. Kommt zurück, weil Jesus ihn gesehen hat in seiner Not.

Es ist, als gäbe er den Blick zurück, den ihm Jesus zuvor geschenkt hat. Jenen Blick mit Gottes Augen, der ihm, dem Ausgesetzten und Unansehnlichen, Ansehen schenkte. Dieser Eine kommt nicht zurück, weil sich das so gehört. Er kommt nicht aus Anstand, weil man sich eben höflicherweise bedankt.

Er staunt. Er freut sich. Und im Überschwang seiner Freude gibt er Gott die Ehre.

*Und das war ein Samariter,* erzählt Lukas.

Keiner, der es gewohnt ist, zum Gottesdienst zu gehen.

Keiner, der sich als gläubig oder fromm bezeichnen würde.

Ein Fremder. Mit den Juden, die an Gott glauben, hat er eigentlich nichts zu schaffen. Im Gegenteil: Man geht sich aus dem Weg, man wechselt die Straßenseite, dazu braucht es gar keinen Aussatz. Ausgerechnet der. Wer hätte das gedacht?

#### **V.**

*Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun?*, fragt Jesus.

Die Frage hat keinen Unterton. Sie will nicht tadeln.

Sie ist offen und sucht eine ehrliche Antwort.

Ich höre ein leises Werben und Locken darin.

Ja, Jesus wirbt und lockt.

Denn was dieser eine Mensch da tut, ist mutig. Was er macht, ist stark und überhaupt nicht selbstverständlich. Immerhin geht der eine den ganzen Weg noch einmal zurück.

Bis an die Stelle weit draußen vor dem Dorf, wo er ausgesetzt war wegen seiner ansteckenden Krankheit. Bis an die Stelle, an der er auf Abstand seine Not herausschrie. Er geht den ganzen Weg noch einmal zurück.

Bis hin zu den jämmerlichsten Gefühlen, zu den wundesten Stellen; zum schlimmsten Schmerz, zur elendesten Einsamkeit. Dieser Mensch stellt sich noch einmal seiner Vergangenheit mit ihrer ganzen Wucht.

Vielleicht haben die anderen neun zurzeit dazu noch nicht den nötigen Mut und nicht die erforderliche Kraft? Vielleicht fühlen sie sich noch nicht stark genug für die Erinnerungen. Sich erinnern ist echte Arbeit.

Und Danken geht nicht ohne Erinnern.

*Vergiss nicht, Seele. Vergiss nicht, was Gott dir Gutes getan hat.*

Damit beginnt der Glaube: Sich erinnern und staunen und dankbar werden.

## **VI.**

Dieser eine, der umkehrt und zurückgeht und nicht vergisst, ist den anderen, die ihren Weg geradeaus weitergehen, voraus. Im buchstäblichen Sinne des Wortes „vorläufig“ voraus.

*Steh auf, geh hin, dein Glaube hat dir geholfen.*

*Wo sind aber die neun?*

Wo sind Sie, liebe Gemeinde? Wo bin ich?

Es ist, als fragte Jesus uns.

Und wieder höre ich, wie er wirbt und lockt: Mach dich auf und geh den Weg zurück, den du bis heute gegangen bist. Dann, wenn du dich stark genug dazu fühlst. Geh zurück; auch an die Orte, wo es schwer war. Entdecke, wer dich angesehen hat und für dich da war. Erinnere dich, was sich verändert hat. Vielleicht nimmst du einen vertrauten Menschen als Begleitung mit, so dass du nicht alleine gehen musst.

Du wirst an wunde Stellen kommen. Es wird manchmal wehtun.

Und: Auf diesem Rückweg wirst du viel sehen. Du wirst erkennen, wo dir geholfen wurde.

Wo du weitergekommen bist, obwohl du eigentlich nicht wusstest, wie. Wo sich etwas verändert hat, obwohl du es dir gar nicht vorstellen konntest. Wo du Vertrauen riskiert hast, und es wurde belohnt. Wo dir ungeahnte Kraft zuwuchs, und du konntest Unerträgliches aushalten. Wer weiß: Vielleicht geht dir unterwegs - mitten im Erinnern - das Herz auf, und du kannst gar nicht anders als Gott zu loben?!

In Jesu Namen: Amen.